Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick Warburg.

Nr. 49 — 25. Juni 1927 — 2. Jahrgang

Kloster Hardehausen.

Glück auf dir! du Ort, wieder vielen bekannt,
Wo mächtig die Stürme oft brausen;
Versteckt liegst du tief im Westfalenland,
Idyllisch und schön: Hardehausen.
Wo Bäche durchfließen als silbernes Band
Die Auen, die froh wir durchwallen,
Wo Mönche jetzt schaffen mit schwieliger Hand:
Hardehausen, du kannst mir gefallen.

Wenn andere loben den Rhein und die Ruhr,
Mich zieht's nicht hinaus in die Ferne:
Am Eggegebirge auf grünender Flur
Da ruh' ich und wand'r ich so gerne.
Ich labe mich am strahlenden Goldsonnenglanz
Halt Rast unter Buchenlaubhallen;
Vom Strohberg zum Kreuzfeld erfreut mich der Kranz
Der Berge, sie lieb ich vor allen.

Den Mikenpad*) steig ich zum Berge hinan,
Die Buchen sie raunen und rauschen,
Von fernher grüßet der schwarzgrüne Tann' —
Rings Stille, ein Feiern und Lauschen . . .
Tief unten im Grünen, vom Kloster im Tal,
Die Töne der Glocke verhallen . . .
So schau ich verklärt von der Späsonne Strahl
Hardehausen, und lieb' es vor allen!

*) Der Mikenpad, ein Waldweg, der schon vor Jahrhunderten von Kleinenberg her begangen wurde. Er erhielt seinen Namen nach einer Mike (Laib Brot), die früher an die arme Bevölkerung vom Kloster abgegeben wurde.

Warburger Straßennamen.

Von Prof. K.

Fortsetzung

Zwei Straßen haben ihren Namen von der abschüssigen Lage, nämlich die Hellepfortenstraße und der Ikenberg. — Hellepfortenstraße bedeutet „Straße an der Hellepforte". Was ist nun Helle? Helle ist dasselbe, was das hochdeutsche Wort Halde bezeichnet, nämlich Abhang eines Berges. Wie sehr dieser Name am Platze ist, empfinden am besten unsere Kinder, wenn sie zur Winterszeit auf ihren Schlitten die Straße hinuntersausen. Übrigens kommt der Name Helle sehr viel vor. In unserem Kreise gibt es viele Hellen, ich erinnere nur an die Helle beim Dorfe Helmern, das wahrscheinlich eben von dieser Helle seinen Namen bekommen hat (an dem Sumpfe bei der Helle). — In früherer Zeit war nun unten an Ende der Helle ein Tor in der Stadtmauer, die sogenannte Hellepforte, und die Straße, die zu ihr führte, wurde die Hellepfortenstraße genannt. Der hier liegende Teil des Stadtgrabens heißt noch heute der Hellegraben. — Andere deuten den Namen als Totenweg und denken dabei an Hel, die alte Hölle der Unterwelt, die das finstere Totenreich Helheim beherrscht. Danach wurde früher vielfach der Weg, auf dem die Leichen zur letzten Ruhestätte gefahren wurden, Helweg genannt. War früher hier ein Friedhof, etwa der Begräbnisstätte der Juden? (Judengraben!) Im sogen. Judengraben befand sich früher der jüdische Friedhof. Es standen noch, als ich im Charvinstift zur „Klippschule" ging, im östl. Teil des Grabens mehrere jüdische Grabmäler. PQ.

Ein sehr interessantes Wort ist „Ikenberg". Der Nichtsprachkundige vermutet in dem ersten Teile Ike das plattdeutsche Wort für „Eiche" und erklärt den Namen als Eichenberg. Aber diese Deutung ist falsch. Man achte nur auf die plattdeutsche Aussprache von Eiche und unserm Ike. Auch hat unser Ike nichts gemeinsam mit dem „Ike" in dem Dorfnamen Ikenhausen. Dieses Ike ist ein Eigenname Iko, der in einer Urkunde, die gelegentlich eines unter der berühmten Linde bei Löwen vollzogenen Kaufkontraktes aufgesetzt ist, ausdrücklich erwähnt wird. Ikenhausen heißt Siedlung eines Iko. — Geheimrat Dr. Kaiser, der sich viel mit Namensdeutung befaßt hat, sah in „ike" ein indogermanisches Wort, dessen Stamm sich auch im Lateinischen und Griechischen findet. Dies bedeutet scharf, spitz, jäh. Ikenberg ist demnach ein steilabstürzender Berg. Man betrachtet von der Altstadt aus den Berg, auf dessen Gipfel unser Gymnasium liegt, und man wird sich sofort überzeugen, wie sehr die Örtlichkeit d. Deutung rechtfertigt.

Vom Ikenberge gelangt man in die Schwerte, die verhochdeutscht auch Schwerze genannt wird. Um zu einer richtigen Erklärung dieses eigentümlichen Wortes zu kommen, muß man den Namen der Stadt „Schwerte" heranziehen; denn es liegt nahe, daß der Name auch dieselbe Entstehung hat. Nun erklärt man den Städtenamen als Ansiedlung an einer durch Kohlenmeiler geschwärzten Stelle. Legen wir diese Bedeutung auch bei unserer Schwerte zugrunde, so ergibt sich, daß da, wo jetzt die Schwerte liegt, früher Holzkohlen gebrannt wurden, die für gewisse Handwerker notwendig waren. Der Name Schwerte kann aber auch noch anders erklärt werden. In einer Urkunde aus dem Jahre 1488 wird ein Hermann v. Schwerte, Bürger zu Warburg, erwähnt, der zu der Zeit im sogenannten Sterne wohnte, (Cf. Hageman, Gesch. der Neustädter Pfarrei, p. 64). Hat dieser Herr früher seinen Wohnsitz in der Altstadt gehabt, und ist die Straße nach ihm oder einem seiner Vorfahren Schwerte benannt, wie die Hundegasse in der Neustadt ihren Namen von einem Manne, namens „Hund" erhalten hat? Die Familie von Schwerte könnte dann von der Stadt Schwerte ausgewandert sein; es ist so etwas ganz Gewöhnliches, daß Neuangekommene nach dem Lande oder nach dem Orte ihrer Abstammung sich nannten Oder ist das umgekehrte richtig, daß die Örtlichkeit bereits Schwerte hieß und daß der p Herr danach genannt wurde. — Man sieht daraus, wie ein Name verschiedene Deutungen zuläßt.

Sicherheit gibt es nur da, wo sichere geschichtliche Tatsachen sprechen. Das beweist der Name Klockenstraße. Bei ihm denkt man wohl zunächst daran, daß hier Glocken gegossen wurden. Die Bezeichnung rührt aber her von dem dort gelegenen „Wirtshaus zu der Klocken" das eine Zeit das berühmteste der Stadt war. (Cf. Hgm. Gesch. der Altst. Pfarrei. p. 13.) Wahrscheinlich führte sie eine Glocke als Zeichen im Wirtshausschilde.

An das Gerberhandwerk erinnert die Bezeichnung: „Auf den Kälken". Dort waren Gruben mit Kalkmilch, sog. Kälken oder Kalken, in welche die dünneren Häute gelegt wurden, um die Haare zu lockern. — Für dieses Mal will ich schließen mit der Kriminixstraße. Was ist das denn für ein merkwürdiges Wortgebilde? Lateiner werden vielleicht gar an „crimen", Genitiv criminis denken und glauben, daß hier einst Verbrecher gelebt haben. Wir haben es aber mit einer sogenannten Volksethymologie zu tun. Der Boden muß dort sehr unfruchtbar und steinig gewesen sein, und die Besitzer haben wohl, wenn sie trotz aufgewandten Fleißes wenig oder gar nichts ernteten, klagend ausgerufen haben: „Hier „kriegen wir nichts." "!

Das Haus ohne Lachen.

Roman von Otto Neufeldt.

Copyright by K. & H. Greiser, G. m. b. H. Rastatt.

I.

Hanns Eick kam aus dem Tiergarten, wo er genächtigt hatte, und hielt Umschau nach einem Brunnen. Seine Kehle war vollkommen ausgedorrt und klebte ihm am Gaumen. Er war so ermattet, daß er kaum noch Hunger verspürte, obwohl er seit mehr als zwei Tagen keinen Bissen mehr über die Lippen gebracht hatte. Sein Kopf und seine Glieder waren seltsam leicht und empfindungslos. Viel schlimmer als der heutige Tag war der vergangene gewesen; nur mit großer Mühe und ganz langsam hatte er sich von einer Bank zur anderen schleppen können, bis er irgendwo einen Platz gefunden hatte, wo er sich für die Nacht niederlegen konnte zum Schlafen.

Nirgends war ein Brunnen zu sehen, und die Kehle brannte.

Als er durch die Tiergartenstraße ging, überfiel ihn wieder die Schwäche. Schleier und Wirbel begannen vor seinen Augen zu tanzen, graue Nebel huschten durch all den Sonnenglanz über den Rasen, Brausen war in seinen Ohren. Er mußte sich auf eine Bank niedersetzen, um sich zu erholen, und fühlte sich nun wieder matt zum Sterben. Zitternd und schwerfällig wischten seine Hände über die Stirn und wurden dabei feucht.

Autos und Wagen rasten über die Straße, dem Innern der Stadt zu. Frühe Spaziergänger, alte Leute und Kinder, schritten an Eick vorüber. Warm schien die Sonne durch die Bäume, warf goldigen Schein auf Rasen und Wege. Es war im Mai.

Eick begann tief und regelmäßig Luft zu holen, da er die Erfahrung gemacht hatte, daß er Anfälle der Schwäche auf diese Weise am schnellsten überwinden konnte, und tatsächlich fühlte er sich nach einigen Minuten fähig, seine Gedanken zu sammeln und [illegible] seine Lage nachzudenken.

Er war überzeugt, [illegible] daß er in zwei oder drei Tagen verhungert sein würde, [illegible] wenn ein un[illegible]heraesehener glücklicher Zufall dieses Schicksal nicht von ihm abwandte; aber auf diesen Zufall wartete er schon in den ganzen vier Wochen, in denen es langsam und sicher mit ihm bergab gegangen war. Welche Möglichkeiten gab es, nicht zu verhungern? Ehrliche Arbeit war für einen, der acht Jahre im Zuchthaus gesessen hatte, nicht mehr vorhanden. Betteln? Nein. Er konnte vielleicht in irgendeinem öffentlichen Asyl um einen Teller Suppe bitten. Gewiß, aber morgen würde er den gleichen Weg machen müssen und übermorgen wieder. Er konnte auch stehlen, aber hinter diesem Diebstahl stand wieder das Gefängnis oder das Zuchthaus, und zitternde Furcht überkam ihn vor den kahlen Mauern, in denen er acht Jahre lang gelebt hatte.

Es gab keinen anderen Weg, man wartete auf den Zufall, bis der Tod kam, bis man verhungert war.

Ein junges Mädchen in frisch gewaschener, weißer Bluse kam auf die Bank zu, wo Eick saß. Sie führte zwei kleine Kinder an der Hand, die Bälle vor sich her stießen. Er hob den Kopf und sah das Mädchen an. Rote, frische Wangen hatte sie und dicke, blonde Haare. Sie hatte sich wohl mit den Kindern neben Eick niedersetzen wollen, aber als sie sein Gesicht sah, machte sie ein ganz entsetztes Gesicht, wandte sich schnell um und zog die beiden Kinder mit sich fort.

Eick sah ihr nach mit trüben Augen. Sein spitzes Kinn sank wieder auf die Brust.

„Herr Gott", dachte er, „Herr Gott! Wie muß mein Gesicht aussehen, wenn es die Menschen schon entsetzt, wenn ich den Menschen schon Furcht einflöße! Wie ein Verbrecher muß ich aussehen oder wie ein Halbtoter!"

Er tastete über sein Gesicht, seine Wangen, die seit vielen Tagen nicht mehr rasiert waren, strich sich die feuchten, dünnen Haarsträhnen aus der Stirn. Seine Gedanken fielen ganz von selber wieder in den Lauf zurück, den sie eben verlassen hatten. Als er aus dem Zuchthaus gekommen war, hatte er sich emsig bemüht, alte Bekannte wieder aufzufinden. Aber keinem begegnete er mehr. Fiedler und Gertig waren im Kriege geblieben, Hellmann war in Ame-

erika, und die Angehörigen seiner Freunde, mit denen er früher viele Stunden fröhlich verbracht hatte, schlugen vor ihm die Türe zu.

Zwei Wege waren noch offen: der zu Garrison und der andere zu Doktor Fastenrath.

Eick sah an sich nieder, sah auf seinen schäbigen, verschlissenen Anzug, auf die kotigen Stiefel. An Eva Fastenrath dachte er, die heute seine Frau wäre, wenn die acht Jahre nicht gewesen wären.

Plötzlich sprach er laut vor sich hin, als sei ihm ein ganz neuer und erlösender Gedanke gekommen:

„Ich gehe zu Garrison!"

Er verstand mit einmal nicht mehr, weshalb es ihm bisher immer unmöglich erschienen war, zu Garrison zu gehen. Gewiß, er war seinetwegen ins Zuchthaus gewandert, aber hatte Garrison sich nicht während der Verhandlungen sehr wohlmeinend gegen ihn verhalten? Hatte er nicht ganz offen sogar für ihn gesprochen, obwohl er doch nach dem Ergebnis der Untersuchung und der Gerichtsverhandlung allen Grund gehabt hätte, rachsüchtig und voller Haß zu sein? Zwar hatte sich Garrison in den acht Jahren niemals um ihn bekümmert. Aber wer bekümmert sich um einen Menschen, der im Zuchthaus sitzt.

Seit der Zeit seiner Einzelhaft hatte Eick die Gewohnheit, laut vor sich hin zu sprechen, und auch jetzt spann er seine Ueberlegungen laut fort:

„Mir Garrison bin ich schuldig, aber er wird einsehen, daß ich gebüßt habe, er kann nicht wollen, daß ich umkomme, daß ich verhungere. Acht Jahre gaben mir die Richter; Garrison kann meine Strafe nicht noch verlängern wollen."

Nun empfand Eick beinahe Fröhlichkeit über seinen Entschluß. Ohne Zögern wollte er sich auf den Weg machen. Sorgfältig klopfte er seinen Mantel ab und erhob sich. Das Laufen fiel ihm jetzt nicht mehr schwer, wieder waren ihm seine Glieder seltsam leicht, und phantastische Hoffnungen, deren krankhafte Ueberspannung ihm nicht zum Bewußtsein kam, glitten ihm durch den Kopf.

Er schien Glück zu haben an diesem Morgen: er fand einen Brunnen und stillte seinen Durst, befeuchtete mit dem Wasser die feuchten Stellen seines Anzuges an den Knien und an den Ellenbogen und als er dieses Geschäft gerade beendet hatte, schenkte ihm ein Droschkenkutscher, der mit seinem Wagen in der Nähe hielt, ohne viel Worte zu machen oder zu fragen, ein Stück Brot. Eick war viel zu sehr mit seinem Besuch bei Garrison beschäftigt, als daß er sich gesagt hätte, daß er nur seiner Schäbigkeit und der Trostlosigkeit seines Aeußeren diese überraschende Gabe zu verdanken hatte.

Voller Zuversicht und Hoffnung war er, als er in die Rauchstraße einbog, wo Garrison sein Büro hatte. Eick hatte das schon vor Wochen aus dem Adreßbuch festgestellt.

Garrisons Privatkontor war ein helles, geräumiges Zimmer, das auf den Garten des Hauses hinausging. Es war mit großen, schwarzen Eichenmöbeln, Ledersesseln und einem großen Teppich ausgestattet, der den ganzen Boden des Raumes bedeckte. Garrison ging auf und ab, er hatte die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt und paffte aus seiner dicken Zigarre blaue Wolken in die Luft.

Trotz der schlaflosen Nacht, die er hinter sich hatte, befand er sich in der besten Stimmung. Nach langen Verhandlungen war es ihm gestern endlich gelungen, den Auftrag eines südamerikanischen Staates auf Lieferung von hundertundfünfzig Lastautomobilen hereinzukommen, und er war nun dabei, die einzelnen Punkte der notwendig gewordenen Verträge mit den Lieferfirmen festzulegen. Er machte in seinem Diktat eine minutenlange Pause und überlegte, betrachtete währenddessen mit Wohlgefallen den blonden Kopf seiner Sekretärin, die sich tief über ihren Stenogrammblock neigte. Er lächelte ein wenig und entblößte dabei zwei Reihen weißer starker Zähne.

Die Harward & Co.-Aktiengesellschaft verpflichtet sich ferner, nahm er das Diktat wieder auf, „mit den Lieferungen vier Wochen nach Vertragsabschluß — — —"

In diesem Augenblick rasselte das Tischtelephon. Garrison unterbrach sich, während die Sekretärin sich meldete und sich dann an Garrison wandte:

„Ein Herr Eick wünscht Sie zu sprechen, Herr Direktor, er wartet unten beim Pförtner."

Garrisons Kopf fuhr schnell herum, ein jähes Erschrekken lag auf seinem Gesicht; er biß sich auf die Unterlippe, zauderte, dann riß er der Dame den Hörer aus der Hand:

„Wer ist dort?"

Es meldet sich der Pförtner und wiederholte, daß ein Herr Eick den Direktor dringend zu sprechen verlange, er lasse sich nicht abweisen.

Garrison überlegte eine Sekunde:

„Ist der Mann bei Ihnen im Zimmer?"

„Ja", kam die Antwort.

„Lassen Sie ihn noch warten und sagen Sie ihm, daß ich in einer Viertelstunde für ihn zu sprechen bin."

Garrison legte den Hörer auf die Gabel zurück und ließ sich in den Schreibsessel fallen; er stützte das Kinn in die Hände, dachte angestrengt nach, Blicke glitten hin und her durch das Zimmer. Er schien vollkommen vergessen zu haben, daß seine Sekretärin auf die Fortsetzung des Diktats wartete. Sie räusperte sich, und Garrison fuhr auf:

„Sie können jetzt gehen", wandte er sich an die Dame. „Sagen Sie Herrn Endrulath im Vorbeigehen, daß ich ihn zu mir bitten ließe. Es sei eilig."

Das Mädchen nickte und ging hinaus.

Garrison trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte.

„Verdammt!" murmelte er und fand sich nun doch unsicher, obwohl er sich seit acht Jahren auf diese Begegnung mit Eick vorbereitet hatte.

Ein Pochen an der Tür, und ein kleines, gebücktes Männchen mit schütterem, grauem Haar trat ein. Der Mann schien vor der Zeit gealtert, er sah bei seinen fünfundfünfzig Jahren wie ein Greis aus.

„Sie ließen mich rufen, Herr Garrison?"

„Ja Endrulath, ich ließ Sie rufen." Garrison machte eine Pause und erhob sich, stützte sich mit beiden Händen auf den Schreibtisch und sagte langsam, jedes Wrot betonend:

„Hanns Eick ist frei!"

Endrulath war ein paar Schritte näher getreten, jetzt fuhr er zurück, griff mit den Händen ziellos in die Luft, machte eine hilflose Bewegung, die wie Abwehr aussah. Angst war in seinem Gesicht.

„Eick ist frei."

Endrulath nickte, murmelte:

„Ja, ja — — ja, ja — — ich war ja vorbereitet. Die acht Jahre sind vorbei. Woher wissen Sie denn — — —"

Das Entsetzen, das ihn gepackt hatte, schnitt ihm die Worte ab.

Garrison runzelte die Brauen:

„So machen Sie doch keine Mätzchen!" rief er verächtlich und gereizt über die Feigheit Endrulaths. „Einmal mußte Eick doch wieder frei kommen. Ich werde hören, was er will —"

„Was er will?" rief Endrulath und fuchtelte mit den Armen. „Er wird Sie und mich zur Rechenschaft ziehen, wird sich rächen, wird Vergeltung üben — — —"

„Dann wird er wieder ins Zuchthaus gehen!"

Der andere senkte tief den Kopf und erwiderte langsam:

„Ich glaube, wenn einer, wie Eick, acht Jahre Zuchthaus hinter sich hat, hat er nichts mehr zu verlieren, dann wird er nur noch daran denken, sich Genugtuung zu verschaffen, sich zu rächen an denen, die ihn ins Zuchthaus gebracht haben."

„Sie sind ein Feigling!"

Endrulath nickte zaghaft:

„Ja, ich bin ein Feigling. Jedes Verbrechen macht zum Feigling."

Garrison zuckte die Achseln und ging im Zimmer auf und ab, dann wandte er sich wieder an Endrulath:

Fortsetzung folgt.

Musik-Kuriosa.

Von Richard Zantner-Busch.

Die fanatische Theater- und Konzertfreude der goldenen Biedermeierzeit brachte für die deutsche Bühne und die ihr nahestehenden Gebiete eine Zeit der höchsten Entfaltung. Freilich einer Entfaltung, die sich — wenn man hier so sagen darf — lediglich zahlenmäßig auswirkte, denn die deutschen Theater standen damals nicht gerade auf einer künstlerischen Höhe. Selbst die größten und glänzendsten Bühnen des vormärzlichen Deutschlands brachten abwechselnd Opern, Ballette, Zaubereien, Schauspiele, Ringkämpfe und Maskenfeste. In den Konzertsälen ließen sich nicht nur Rossini, Paganini und andere Lieblinge des Publikums hören, sondern auch Regimentskapellen, die seinerzeit nicht ungern auf „Kunstreisen" gingen, neben „Gefühlsquartetten", die Wiener Lieder süß und rührend zum Vortrag brachten, davon aber nicht mehr als ein halbes Dutzend beherrschten, außerdem allerlei Erfinder, die dem staunenden Publikum ihre mehr oder weniger gut geratenen Geisteskinder vor Augen führten.

So erschien gegen Ende des zweiten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts in der Presse, die neben Stadtneuigkeiten fast nur noch über Theater, Oper und Verwandtes berichtete, eine Aufsehen erregende Nachricht mit der Ueberschrift „Eine große Revolution steht uns bevor". Danach verkündete Herr Amadäus Tissot eine neue Violine eigener Erfindung samt einem neuen, von ihm erdachten Bogen, mit dem er zweifelsohne alle bisher gefeierten Geiger mühelos übertrumpfen werde. Das Geniale seiner Tat bestand darin, daß er zur Bespannung Frauenhaare verwendete, die, wie er sagte, „süßere Töne wecken als Roßhaare; dies nur zu bezweifeln, wäre schon Lästerung". — „Herr Amadäus Tissot beruhige sich," meinte dazu der Berichterstatter einer Zeitung, „wer lacht, der lästert nicht. Wer wird nicht die süße, obwohl bei den Haaren gezogene Galanterie bewundern?"

Eine andere, für die musikalische Massenproduktion der damaligen Jahrzehnte sicherlich sehr wertvolle Erfindung machte etwa zu derselben Zeit ein Dr. Stegmann in Frankfurt a. M. Dieser stellte einen Mechanismus her, der sofort alles aufschrieb, was man auf einem Flügel oder sonst klavierähnlichem Instrumente spielte, so daß dem Komponisten weiter nichts zu tun übrig blieb, als diese Notizen in das übliche Notensystem umzusetzen.

Dazwischen hörte man jedoch auch wieder von wirklich sonderbaren Erscheinungen, die selbst zu ihrer Zeit einiges Befremden erregten. So besaß die Königin Christine von Spanien, die Gemahlin Ferdinands VII., einen in Paris für 30 000 fl. verfertigten Beistuhl. In seinem Gehäuse war ein Spielapparat mit 10 Walzen eingebaut, der neben Stücken aus Rossinis „Othello" auch die Ouvertüre und das Alpenlied aus dem „Tell" „sehr laut und wunderbar" wiedergab. Diese ausgefallene Erscheinung stand aber keineswegs vereinzelt da, sondern eine derartige Verwilderung machte sich auch in der kirchlichen Musikpflege bemerkbar. So klagt 1828 ein frommer Biedermann darüber, daß man in verschiedenen Kirchen Janitscharenmusik eingeführt habe, die den Eindruck erwecke, als wolle man dem Allerhöchsten nicht mit dankbarer Verehrung im Gebete nahen, sondern ihm eher mit Pauken und Trompeten den Krieg erklären. Daß man auf die Idee verfiel, die musikalischen Errungenschaften gerade der Türken damals aufzugreifen, mag sich aus der Begeisterung erklären, mit der man den Befreiungskampf der Griechen gegen die Türken verfolgte. Dieser Krieg hat auch noch in manch anderer Hinsicht das europäische Kulturleben beeinflußt. So wurde es in Paris eine Zeitlang Mode, in türkischer oder griechischer Tracht in der Oper zu erscheinen.

Eine der sonderbarsten Nachrichten, die in der Presse des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiete der Musik erschienen, ist ein Bericht aus Stralsund, wonach ein dort lebender Organist eine Orgel erfunden habe, durch die er mühelos zum Orpheus des 19. Jahrhunderts wurde. „Dieses Instrument" heißt es wörtlich, „lockt nämlich durch seine Töne die größten See- und Landtiere an. Ein Schiffskapitän hat daher dasselbe in seinem Schiffe, welches zum Walfischfange und auf die Eisbärenjagd ausgelaufen ist, angebracht und Versuche angestellt, die aufs glücklichste gelungen sind, denn sobald die Töne dieser Wunderharfe erklangen, versammelte sich ein Publikum von 14 Walfischen und 92 Eisbären, die den lebhaftesten Beifall äußerten." — Zu bemerken wäre, daß diese Notiz nicht etwa Anfang April erschien, vielmehr vollkommen ernst aufgefaßt und besprochen wurde.

Die Geheimnisse der Sibylle.

Wenn man Neapel auf der Straße nach Pozzuoli verlassen und den Avernersee passiert hat, sieht man linker Hand einen steilen Hügel, in dessen Seite eine tiefe Höhle hineinführt. Es ist das Heim der berühmten Sibylle von Cumae, welches Forschungen und Ausgrabungen der jüngsten Zeit freigelegt haben. Man steht wieder vor einem Triumph der archäologischen Wissenschaft, die hier außerordentlich interessante Ergebnisse zu Tage gefördert hat und weitere erwarten läßt.

Zunächst: was versteht man unter Sibyllen? Es sind mit der Gabe der Weissagung ausgezeichnete Seherinnen und Prophetinnen, die schon im frühesten Altertum vorkommen. In der griechischen Literatur erscheint eine Sibylle zuerst 500 v. Chr. bei Heraklit. Auch Plato spricht von einer Sibylle, während später bis zu zehn genannt werden. Am berühmtesten war die erythräische, bei der Aeneas sich Rat holte, bevor er in die Unterwelt hinabstieg. In Italien genoß das größte Ansehen die Sibylle von Cumae, die Hüterin der neun heiligen Bücher. Bekannt ist die Geschichte von Tarquinius Superbus, dem sie die Bücher für einen sehr hohen Preis zum Kauf angeboten hatte. Als dem König der Preis zu hoch schien und er handeln wollte, verbrannte sie drei der Bücher und bot ihm die übrigen sechs für den alten Preis an. Wieder lehnte Tarquinius ab, und wieder verbrannte die Sibylle drei Bücher. Für den Rest forderte sie dann abermals den gleichen Preis wie für alle neun, den der König, stutzig geworden, nun auch bewilligte. Die Bücher wurden sorgfältig aufbewahrt und nur bei ganz besonderen Umständen, wenn das Staatswohl es erforderte, auf ausdrücklichen Senatsbeschluß befragt. Sie sind erst 83 v. Chr. bei einem Brande vernichtet.

Doch zurück zu der Höhle bei Cumae. Es hat zweijähriger Arbeiten bedurft, um einen Weg zu ihr zu bahnen. Die Trümmer und Zerstörungen von Jahrhunderten waren auf einer Strecke von 500 Metern zu beseitigen, und schließlich mußte man noch einen türgroßen Eingang durch harten Fels schlagen, um bequem Zutritt zu haben. In der Höhle, die man bei Fackelbeleuchtung besichtigen kann, wurden zahlreiche Statuen und Fresken gefunden, auch Inschriften mit den Namen der Priesterinnen der Sibylle. Den Altar der letzteren hofft man in Bälde freizulegen.

Die Sibylle pflegte ihre Sprüche den Ratholenden, die zu ihr keinen direkten Zutritt hatten, sondern in einem Vorraum des Apollotempels oben auf dem Hügel warten mußten, durch „hundert Münder" bekannt zu geben. Von diesen „Hundert Mündern" hat man jetzt ungefähr vierzig aufgedeckt. Es sind richtig in den Stein gehauene Sprachrohre, die die Stimme der Seherin in der Höhle außerordentlich verstärkt (wie ebensoviele Lautsprecher, wie wir heute sagen würden) oben wiedergegeben haben müssen. Von der Höhle führt außerdem ein Netzwerk unterirdischer Gänge zu einer ganzen Reihe kaiserlicher Villen in der Umgebung. Man versteht, auf welche Weise die Wahrsagerin zu einem guten Teil ihrer Wissenschaft gekommen ist.

Es ist bestimmt damit zu rechnen, daß die Arbeiten, die noch längst nicht abgeschlossen sind, neues Licht auf den geheimnisvollen Kult der Sibyllen werfen werden, auf die Personen und Riten, die dabei angewandt wurden, und uns über vieles, das für uns heute noch in Dunkel gehüllt ist, aufklären werden. ×

Auflösung der letzten Rätsel.

Auflösung zum Rösselsprungrebus.

Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.

Auflösung zum Kreuzworträtsel.

Senkrecht: 1. Somme, 2. Barmen, 3. Liebig, 4. Kaiman, 5. Tessin, 6. Rolle, 10. Tulpe, 11. Regen, 13. Elegie, 14. Anfall, 15. Lugano, 16. Simili, 17. Major, 19. Nonne.

Wagrecht: 1. Säbel, 4. Kater, 7. Marder, 8. Wiesel, 9. Eremit, 11. Racine, 12. Guben, 14. Apfel, 17 Melone, 18. Nubien, 20. Jaguar, 21. Pavian, 22. Riehl, 23. Olive.

Auflösung zum Rösselsprung.

Strebe dem Wind nur entgegen,
Daß er die Wange dir kühle,
Grüße den Himmel mit Lust.
Werden sich bange Gefühle
Im Unermeßlichen regen?
Atme den Feind aus der Brust!

(Platen.)

* *